

Im Gespräch über den Nachkrieg fehlen die Stimmen der Älteren. Selbst in den Anmerkungen tauchen sie nur am Rande auf. Wiederholt sich so in der Geschichtsschreibung und damit in der gesellschaftlichen Erinnerung das Erinnerungsmuster der Familien? Das wäre ein Indiz für eine weiter fortwirkende Sprachlosigkeit.

Manfred Hettling

John Rodden: Repainting the little red schoolhouse – A history of Eastern German Education, 1945–1995, Oxford University Press, Oxford/New York 2002, 506 S.

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre machte sich ein junger US-amerikanischer Literaturwissenschaftler namens *John Rodden* auf in einen Teil des Alten Europa, der damals einen ganz spezifischen Erneuerungsprozeß durchlief: Ostdeutschland bzw. die ehem. DDR. In Tiefeninterviews mit schulischen und universitären Akteuren verschiedener Generationen wollte er – Kategorien aus George Orwells „1984“ folgend – erfahren, wie stark ostdeutsches Leben „orwellisch“ geprägt war, wie sich die Folge von Umerziehungs- und Vergessensprozessen seit dem II. Weltkrieg ausgewirkt hat und was schließlich Amerikaner aus dieser Geschichte für ihre eigenen Einstellungen zu Bildung lernen könnten. *Rodden* gelingt es dabei, sein von Kalte-Kriegs-Karikaturen bestimmtes Bild der DDR bzw. Ostdeutschlands zu revidieren und sich im wesentlichen von seiner Empathie für die Gesprächspartner leiten zu lassen. Dem zitatreichen Referat dieser zwischen 1991 und 1994 geführten Gespräche geht – ein englischsprachiges

Desiderat ausgleichend – ein längerer Abriss einer Schul- und Universitätsgeschichte von SBZ, DDR und den ersten Nach-„Wende“-Jahren voraus. Ein assoziationsreicher, aber auch unübersichtlicher Epilog schließt den Band ab.

Die Interviews lesen sich z. T. sehr bewegend und bringen dem mit ostdeutschen Befindlichkeiten unvertrauten Leser, v. a. Amerikanern, tatsächlich Dilemmata, Bedrückungen, ambivalente Situationen zwischen Täter- und Opferrolle oder die Bedeutung von der Entwertung ganzer Biographien nahe und tragen damit zum „Verstehen“ (im hermeneutischen Sinn) bei. Am Beispiel des abgewickelten Politologie-Assistenten Jürgen aus Leipzig (S. 218 ff.) vermittelt er die Problematik der Doppeltzungigkeit im Denken und Reden und die psychische Dramatik der Erfahrung, daß mit der „Wende“ ein ganzes Gedankengebäude zusammenbrach. Anhand der 1912 geborenen Annaliese Saupe, die während der Oktoberdemonstrationen in Plauen 1989 Fotos zur Westpresse nach Hof schmuggelte, stellt er einen Lebenslauf von der Neulehrerin bis zur „Wende“-Heroine dar (S. 228 ff.). Es folgen die schon 1968 durch die Prager Ereignisse enttäuschte Leipziger Slavistin Heike und der zur extremen Rechten abgedriftete Gerhard (S. 249 ff.) und die Gegenüberstellung des alt-linken Soziologie-Assistenten Wolfgang von der West-Berliner FU und des mit der Lehrstuhlbesetzung durch H. A. Winkler abgewickelten Historikers Holger von der Humboldt-Universität (S. 262 ff.), deren gegensätzliche Perspektiven so gebündelt erscheinen: „Wolfgang could speculate on the future of Germany in a new Europe; Holger just wants to know what his own future will bring“ (S. 270). Die Folge der Interviews, die schlaglichtar-

tig bestimmte Situationen und Teilbereiche beleuchten, setzt sich fort mit der ehemaligen Schülerin der Leipziger Sport-EOS, deren Karriere durch die Stasi verübelndert wurde (S. 275 ff.), mit der Kuratorin des Nietzsche-Archivs in der Villa Silberblick in Weimar unter dem Titel „Zarathustra as Educator?“ (S. 286 ff.), mit der Lehrerin Ute Berhau, die als Tochter eines SS-Offiziers am Jüdischen Gymnasium in Berlin unterrichtet (S. 313 ff.), mit Lehrern und Schülern der ehemaligen Schiller-EOS in Weimar anhand der Wahrheitsfrage in Brechts „Galileo Galilei“ in Anwendung auf die DDR-Vergangenheit (S. 327 ff.) und schließlich mit Wolfgang Harich im Rückblick auf die Verurteilung nach 1956 und den daraus resultierenden Streit mit Walter Janka (S. 344 ff.).

Das Problem dieser durchaus ein-drucksvollen Gespräche liegt in ihrer Auswahl. Sie vermitteln zwar auch Seiten ostdeutschen Bildungsalltags, aber greifen in der Regel auf besondere Ausnahmebiographien zurück, so daß ihr Wert als historische Quelle unklar bleibt. Ute Berhaus' Weg ins Jüdische Gymnasium ist eben ein Sonderfall; die Schulstunde am nunmehrigen Schiller-Gymnasium vermittelt nicht, welche Spielräume Schulleiter und Lehrer hatten und wo die Direktiven und der SED-gewollte Anpassungszwang bis in die einzelne Schultunde durchschlugen; Harich mag zwar ein spektakulärer Gesprächspartner sein, vermittelt aber nichts über „education“. Die Zufälligkeit der Auswahl erlaubt zwar die Empathie mit gebrochenen Biographien (und im Falle von Frau Saupe die Würdigung einer relativ gelungenen), aber die Erkenntnis, daß erzieherische All-machtsphantasien wie die sozialistischen seit 1946 zum Scheitern verurteilt

seien, bleibt zu allgemein, um historisch, politisch oder pädagogisch die Situation von „education“ in Ostdeutschland wirklich erklären zu können. Die unreflektierte Verwendung des angelsächsischen „education“-Begriffes zwingt fast zur schlaglichtartigen Oberflächlichkeit, da dieser mehrere eigene Themen enthält, die *Rodden* nicht gegeneinander abgrenzt: Primarschule, Sekundarschule, akademische Ausbildung und eigentlich auch noch die außerunterrichtlichen Aktivitäten in Schule, Universität und Ferien.

Als eine Kette von Ereignissen, die etwas willkürlich sieben Phasen zugeordnet werden, erscheint demzufolge die „history of education“ des ersten Teils unter dem Titel „The citadel of learning – The making and un-making of the German communist, 1945–1989“ (S. 29-171). Hier werden strukturelle Folgen wie z. B. die Auswirkungen des Personalwechsels durch die Neulehrerkampagne, die Effekte der III. Hochschulreform, Lehrplandiskussionen, Typisierung von Studiengängen (z. B. die wachsende Verschulung), die von westdeutschen Mustern abweichenden Sozialtypen und Rollenverständnisse von Schul- und Hochschullehrern sowie unterschiedliche Entwicklungen in den Disziplinen gelegentlich angestrahlt, aber kaum ausgeleuchtet. Mit Orwell und Koestler im Hinterkopf kann man zwar einen aufschlußreichen Blick auf Diktaturerfahrungen historischer Subjekte (hier also der Interviewpartner) gewinnen, als Analyseinstrument im historisch-sozialwissenschaftlichen Sinne reichen sie bei weitem nicht aus. *Rodden* stellt vieles dar und beweist damit ein gutes Wissen über deutsche Geschichte auch im Detail, ihm gelingt aber keine Erklärung gerade der Zwischen-töne, auf die er als sensibler Inter-

viewpartner aus der Neuen Welt zu hören in der Lage ist.

Im abschließenden Essay, der deutlich unter dem Eindruck der neonazistischen Umtriebe und Anschläge Anfang und Mitte der 1990er Jahre steht, steuert er auf die Frage zu, ob die traditionelle deutsche Vorstellung, durch Erziehung Menschen zu Bürgern zu machen, und die damit verbundene Überfrachtung von Erziehung (insbesondere die Überschätzung der Formbarkeit von Jugendlichen in der sozialistischen Erziehung) ihr Ziel erreichen konnte. Anknüpfend an die Feuilleton-Debatten zu Historikerstreit und Verfassungspatriotismus stellt er fest, daß in Nachkriegs-Deutschland Erziehung das traditionelle Ziel nationaler Identitätsbildung nicht angestrebt, auf jeden Fall aber nicht erreicht habe (S. 369-375), und fordert von den Deutschen, die Themen eigener Geschichte und insgesamt den Kollaps kommunistischer Erziehung als eine eigene Herausforderung anzunehmen (S.377). Für Amerikaner hält Rodden den Hinweis bereit, daß „minority teachers“ nicht in dieselben Fehler verfallen sollten wie zu DDR-Zeiten die „working class teachers“ mit den Utopien, einen „sozialistischen“ oder „polytechnischen“ Menschen produzieren zu können.

Die Ausführungen ergänzen eine geschickte Auswahl von Fotos, diverse Glossare und ein ausführlicher Sachindex. Das Literaturverzeichnis verrät eine breite Kenntnis, aber durchaus mit Lücken in der Rezeption der deutschsprachigen Forschungen z. B. im Schulbereich: Trotz der Schwächen in Analyse und Erklärung lohnt sich der Band als Einführung in die Thematik. Dem Interview-Teil billigt der Rezensent auch einen großen hochschuldidaktischen Wert für Übungen zu Oral history und

Mentalitätsgeschichte der DDR und „Wende“-Zeit zu.

Friedemann Scriba

Silke Satjukow, Rainer Gries (Hrsg.): Sozialistische Helden: Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR, Christoph Links Verlag, Berlin 2002, 312 S.

Der Band geht auf eine im September 2001 in Krakau veranstaltete Tagung zurück. In mehr als zwanzig Beiträgen gehen die einzelnen Autoren sozialistischen Heldenbiographien auf den Grund, wobei Beispiele der Heldenverehrung aus der Sowjetunion, der DDR, Polens, Ungarns und der Tschechoslowakei zu einem Gesamtpanorama staatssozialistischer Kommunikation politischer und sozialer Vorbilder verknüpft werden. Die Abschnitte sind nach Ländern geordnet und werden jeweils von einem Einleitungskapitel eingeführt, welche auf die besonderen Stereotypen und Heldenkulturen der einzelnen Gesellschaften eingehen und diese zum Gesamtthema in Bezug setzen.

Bemerkenswert ist die konsequent vergleichende Zugangsweise zum historischen Phänomen der sozialistischen Staatshelden. Die Einzelbeiträge arbeiten eine Grundnarrative des Helden im Sozialismus heraus, welche sich in ihren nationalen und historischen Varianten bei den sowjetischen Kosmonautenhelden ebenso wiederfinden läßt wie bei Helden aus der DDR, Ungarns und Polens. Diese Grundnarrative betonte jeweils die Herkunft des Helden aus der politisch organisierten Arbeiterklasse sowie seine Schulung im politischen Kampf bzw. später durch die politischen